



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Aron Sextus hatte heimlich ein Schreiben nach Fischbeck abgehen lassen, worin er der Gräfin Altenschwerdt mittheilte, daß er erkrankt sei und deshalb bitte, die Zusammenkunft noch zu verschieben. Sobald er wiederhergestellt wäre, wollte er es anzeigen.

Dieses Schreiben kam der Gräfin sehr erwünscht. Sie war mit dem Aussehen ihres Sohnes nicht zufrieden und gedachte den Erfolg der Kur noch einige Wochen abzuwarten, bevor sie nach Eichhausen führe. So überhob der Brief des Barons sie der Verlegenheit, unhöflich zu erscheinen, indem sie ihren Besuch hinausshob. Sie ließ ihren Sohn Algenast einnehmen, den dieser nur auf ihre Autorität hin verschluckte, und harrte ihrerseits auf rote Wangen bei Dietrich, wie der Baron auf die Möglichkeit rüstigen Umhergehens wartete, bevor die diplomatisch vorbereitete Zusammenkunft stattfände.

Dieser junge Mann hat eine sehr praktische Ansicht von der Bewegung geschlossener Kavallerieabteilungen, sagte der Baron zum General, der ihm einen Krankenbesuch abstattete. Es ist schade, daß er nicht aktiv ist. Er versteht mehr von der taktischen Verwendung der Reiterwaffe als mancher Schwadronsführer.

Der Baron hatte den Abend vorher dazu benutzt, Eberhardt eine Vorlesung über Kavallerietaktik zu halten, und dieser hatte so angenehm zugehört, daß der alte Herr eine vortreffliche Meinung von seiner militärischen Befähigung bekam. Es lag ihm das Interesse der Kavallerie immer mehr am Herzen, je länger er nicht mehr thätig in ihr war, und jetzt, wo sein linker Fuß in Baumwolle verpackt war, verspürte er das Bedürfnis, seinen Lieblingsgegenstand zu behandeln, mit doppelter Stärke. Er sah in einem guten Zuhörer nicht nur ein Geschenk der Vorsehung im allgemeinen, sondern auch einen tiefen Kenner des von ihm behandelten Themas im besondern.

Das Wort Einheitskavallerie birgt einen unerhörten Unsinn in sich, wie die meisten Schlagwörter der Neuzeit, sagte er nachdrücklich. Weswegen, frage ich, weswegen wäre diese künstliche und kostspielige Vereinigung des Mannes mit einem seiner Natur nach unbändigen Tiere erdacht und seit den grauesten Zeiten des Altertums durchgeführt worden, wenn es nicht geschehen wäre, um Vorteile zu erringen, die ein Mann zu Fuß nicht erreichen kann? Es liegt auf der Hand, daß diese Vorteile in der Natur des Pferdes liegen, insofern man dasselbe mit dem Menschen vergleicht. Dann findet man zwei Punkte: erstens, daß ein Pferd rascher ist als ein Mensch, und zweitens, daß es mehr Gewicht und folglich mehr Kraft hat, den Feind niederzurennen. Was folgt daraus? Es ist sonnenklar: Man benutzt auf der einen Seite die Schnelligkeit, nämlich zum Einziehen von Nachrichten, zum Auspähen des Landes, zu Umgehungen der Flanken des Feindes und zum Verfolgen der Flüchtigen. Das heißt, man organisiert eine leichte Kavallerie. Und ferner. Man benutzt auf der andern Seite das Gewicht des Pferdes, nämlich zum Überrennen der feindlichen Kavallerie, zum Niederwerfen der Infanterie, sobald sie sich in geschlossenen Massen in geeignetem Terrain auf passende Distanz zeigt, und zum Zusammentreiben der zerstreuten Abteilungen in dichte Massen, auf welche die Artillerie wirken kann. Mit andern Worten: Man organisiert eine schwere Kavallerie. Wollte man aber beide Zwecke miteinander vereinigen, so würde man beide verfehlen. Denn die leichten Pferde haben nicht die nötige Wucht, nicht das Ungestüm und die Kraft, die ich zur Attacke gebrauche, und die schweren Pferde haben nicht die Schnelligkeit der Bewegung, die ich zu überraschenden Evolutionen und zum Vorpostendienst verlange. Was würde das Ergebnis der Einheitskavallerie sein? Sie würde weder schnell noch ungestüm sein, sie würde zur Attacke zu leicht, zur Umgehung zu schwer sein. Wenn ich aber eine Kavallerie haben soll, die weder schnell genug noch schwer genug ist, so will ich lieber gar keine Kavallerie haben.

Es ist nur die Frage, entgegnete der General, ob wirklich auf das Ungestüm, auf die Wucht der Attacke, namentlich gegenüber der Infanterie, noch ein entscheidendes Gewicht gelegt werden darf. Ich denke, jeder Reiterführer müßte sich angefangs der kürzlich bei Wörth und Sedan gemachten Erfahrungen in jedem Falle ernstlich besinnen, ob er gut daran thue, seine Schwadronen gegen intakte Infanterie loszulassen. Und wenn man in Betracht zieht, wie sehr das zerstreute Fechten bei den Fußtruppen die Überhand gewonnen hat, gewinnt man neue Gesichtspunkte für die Verwendung der Reiter, indem man ihre Wichtigkeit für schnelle Bewegung in durchschnittlichem Terrain, zum Aufrollen von Schützenlinien, zum Zersprengen kleiner, geschlossener Abteilungen und zu überraschendem Durchbrechen und Umgehen langer, dünner Infanterielinien beachtet. Ohne also eine Entscheidung für Einheitskavallerie damit aussprechen zu wollen, möchte ich die Ausbildung einer jeden Kavallerie im Campagnereiten als vorzüglich wichtig hinstellen.

Ja, wenn das Campagnereiten in den Schwadronen so verstanden würde, wie Eure Exzellenz es meinen, dann hätte ich nichts dagegen, versetzte der Baron. Das würde ebensowohl der schweren wie der leichten Kavallerie zum Nutzen sein. Aber wie fassen die Herren das Campagnereiten in der Regel auf? Sie wollen hummeln. Sie haben, wenn das Campagnereiten als Ziel hingestellt wird, keine Lust mehr, einen Reiter von Grund aus zu dressiren. Dann kommen wir dahin, daß es heißt: Nur tüchtiger Mut, die Zügel auf den Hals und ein Paar Sporen hinterher. Dann werden wir es erleben, daß die Pferde durchgehen, wenn sie laufen sollen, daß sie sich drehen, wenn sie stehen sollen, daß sie kleben bleiben, wenn sie an einem andern Pferde vorbeigehen sollen, mit einem Worte, daß der Reiter nicht mehr geübt ist, sein Tier vollständig in seiner Gewalt zu haben. Nein, ich verlange vor allem, daß die schwere Kavallerie eine geschlossene Attaque sauber fertig bringt und daß die leichte Kavallerie schnell ist, aber doch ihre Pferde auch immer gesammelt hat.

Der Baron unterbrach hier seinen Vortrag, weil in diesem Augenblicke Dorotheens Schimmel und der für Eberhardt bestimmte Braune draußen vorgeführt wurden, und er vom Fenster aus beobachten wollte, wie die jungen Leute fortritten.

Dieser Herr Eschenburg hat sich Ihre Gunst rasch erworben, sagte der General, als der Baron ihm mittheilte, daß seine Tochter von dem Maler begleitet werden würde.

Es kam dem Baron so vor, als legte der General einen besondern Ausdruck in seine Worte. Es schien ihm, als sei derselbe verwundert über die Ehre, die dem Fremden wiederfahre, und als mißbillige er vielleicht das Vertrauen, welches er, Baron Sertus, in den bürgerlichen Maler setze.

Diese Wahrnehmung bestärkte ihn in seiner Vorliebe für Eberhardt. Er hatte von der Natur eine gewisse Festigkeit im Beharren auf seiner Meinung erhalten, und es gab kein Mittel, welches besser geeignet gewesen wäre, Eberhardt in seiner Gunst zu befestigen, als die von jemand anders ausgesprochene Vermutung, er sei nicht vorsichtig genug in der Wahl dieses Umgangs gewesen.

Ich habe mir in meinem langen Leben ein scharfes Auge für Menschen erworben, erwiederte er, und bin dahin gekommen, auf den ersten Blick entscheiden zu können, ob ich einen Gentleman vor mir habe. Dieser junge Mann ist nicht von Familie, aber er ist ein Gentleman. Das ist auch so eine von den beliebten Lügen des Liberalismus, mit denen sie uns als Junker stigmatisiren, wir Edelleute wären adelstolz. Auf ehrenhaftes und höfliches Benehmen sind wir stolz, und weil das im Adel mehr gefunden wird als unter den Bürgerlichen, so sind wir allerdings am liebsten unter uns. Aber wo wir einen Bürgerlichen treffen, der sich durch ein solches Benehmen auszeichnet, da gilt er uns so viel wie ein Adlicher, das war zu unsrer Väter Zeit so und ist es jetzt noch.

Während er so sprach, trat Dorothea, von Eberhardt begleitet, in das Zimmer. Sie trug die Schleppe ihres Reitkleides über dem Arm, die Peitsche in der Hand und sah unter ihrem schwarzen Rastorhut sehr gut aus. Es lag Charakter in ihrem Gesicht. Ihre Züge waren in festen, obwohl zarten Linien gezeichnet, und aus ihrem Blick sprach Energie. Ein freudiger Ausdruck erhellte ihre Miene und färbte ihre Wangen mit lebhafterem Rot als sonst.

Der Baron dachte, als er sie so eintreten sah und indem er ihren raschen Schritt und ihre geschmeidige Gestalt betrachtete, es sei doch unendlich schade, daß sie nicht ein Sohn sei. Welch ein Kavallerist müßte ihr Bruder sein! dachte er sehnsüchtig. Er hielt die Freude, die sich in dem Wesen der Tochter ausprägte, für die angenehme Empfindung, die ihn selbst beseelte, wenn er vor der Thür den Gaul scharren hörte, den er besteigen wollte, und er nickte ihr freundlich zu, als sie ihm Lebewohl sagte.

Welchen Weg wollt Ihr nehmen? fragte er.

Ich denke, wir reiten durch das Westerholz und um den Erlenbruch, antwortete sie.

Da kommen Sie in die Nähe meines Hauses, sagte der General und fügte hinzu, indem er sich an Eberhardt wandte: Sollte Ihr Weg Sie gelegentlich wieder in jene Richtung führen, so würde es mich freuen, Sie begrüßen zu können.

Eberhardt verbeugte sich und versicherte, daß er nicht versäumen werde, von dieser gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Der General warf dem Baron einen Blick zu, welcher die Frage enthielt, ob nicht er, der General, ebensogut wie irgend sonst jemand höflich gegen Bürgerliche sein könne.

Dorotheens Schimmel war ein wunderhübsches Tier. Dorothea streichelte ihm den feingeschnittenen Kopf, der sich der schmeichelnden Hand entgegenbog, und strich den glänzenden Haarbusch, der über das blaue, seidene Stirnband herabfiel. Das Tier spielte mit dem silberhellen Gebiß und schnupperte mit den sammtweichen Nüstern an ihrem rehfarbenen Handschuh.

Er ist sehr gut geritten, sagte Dorothea. Man könnte ihn auf einer Tischplatte die hohe Schule durchmachen lassen, behauptet Papa.

Dann schwang sie sich in den Sattel, Eberhardt bestieg ebenfalls sein Pferd, und mit einem Gruß nach dem Fenster hin, von wo die alten Herren herabsahen, ritten sie fort. Der Reitknecht folgte in diskreter Entfernung.

Es war ein sehr angenehmer Tag zum Reiten. Der Himmel war mit einem leichten, grauen Schleier hochgehender Wolken bedeckt, durch welchen die Sonne nur in einzelnen Augenblicken hindurchzublicken vermochte, und auch dann nur mit so gedämpftem Licht, daß man die runde, strahlenlose Scheibe ungestraft betrachten konnte. Die Landschaft lag still und gleichsam träumerisch da, kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume, die Stämme der Buchen zur Rechten

des Weges ragten wie hellgraue Säulen empor, und im Hintergrunde des Waldes schwebte ein zarter Nebel über dem Dunkel des Dickichts. Die Hufe der Pferde berührten mit mattem Ton den elastischen Boden am Waldesfaum und strichen von den vereinzelt stehenden Grasbüscheln den Thau ab.

Stillschweigend ritt das Paar dahin, und Nachdenken lagerte auf Dorotheens Gesicht, bis der Weg zu dem stillen Wasser mit den hohen Lindenbäumen und zerstreut liegenden Steinblöcken geführt hatte. Hier zog Dorothea die Zügel an, und Eberhardt ließ sein Pferd neben ihr halten. Er sah in dem schwarzen Spiegel die Figur des Schimmels und seiner Reiterin wie seine eigne Silhouette ihr zur Seite mit überraschender Deutlichkeit gezeichnet. Die weiße Gestalt mit dem nickenden Haarbusch sah von unten hervor, und damit vereint gaben die Konturen der jungen Dame mit dem wallenden Reitkleid und dem schwarzen Kastorhut ein grazioses, ihm höchst anziehend entgegenblickendes Bild. Oft nachher dachte er mit einem sehnächtigen Schmerz an dieses Bild zurück, an die aus tiefem Grunde hervorscheinende Mädchengestalt auf dem weißen Pferde, leicht niedergebeugt und mit träumerisch gesenktem Haupte ihm im schwarzen Wasser ins Auge sehend. Von diesem Spiegelbild blickte er über den dunkeln Teich hin nach dem Schlosse hinüber, das stolzer als je emporzuragen und schwerer als je die Erde zu belasten schien. Um die Ruppelthürmchen und Zinnen des hohen, viereckigen Thurmes flatterten die schwarzen Vögel, und hinter den Schießscharten der schweren, alten Mauern malte sich des Beschauers Phantasie kriegerische Gestalten aus.

Man sagt, daß dieses kleine Gewässer unergründlich tief sei, bemerkte Dorothea. Viele Märchen werden von den weisen Frauen unsrer Gegend über die Erlebnisse dieses Teiches erzählt. Ich weiß nicht, ob man sie alle glauben kann, ohne sich in Streit mit der gesunden Vernunft zu verwickeln, aber das weiß ich, daß dieser Teich eine wunderliche Anziehungskraft auf mich ausübt. Selten komme ich an dieser Stelle vorbei, ohne einen Augenblick anzuhalten und da hineinzublicken.

Vielleicht haben Ihre Vorfahren hier gekämpft und geblutet, und deren Seelen umschweben das dunkle Wasser, entgegnete Eberhardt.

Ja, oder mein eignes Schicksal ist von unerforschlichen Mächten in irgend eine Beziehung zu diesem Teiche gebracht, sagte Dorothea, ihr Pferd wieder in Bewegung setzend.

Es lag ein halb scherzender, halb ahnungsvoller Zug um ihre Lippen, und Eberhardt beobachtete mit Entzücken ihr Antlitz, als sie jetzt in schnellerer Gangart weiter ritten. Die klaren, reinen Züge, die großen, dunkeln Augen mit der zarten Umrahmung der langen Wimpern und den kühn gezeichneten Brauen sprachen von einer edeln und mutigen Seele, und wie die schlanke Figur vornübergeneigt den Bewegungen des Pferdes folgte und die kühle Morgenluft zerteilte, daß das krause Böckchen an der Schläfe vom Winde emporgetrieben ward, schien sie

in fecker Lebenslust dem Geschick entgegenzueilen und seine Gefahren, froh der eignen Kraft, herauszufordern.

Ich habe einen großen Plan, sagte sie nach einer Weile, indem sie ihm das von der Luft und der Anstrengung des Rittes leicht gerötete Gesicht voll zuwandte. Und zugleich ließ sie ihr Pferd wieder im Schritt gehen. Ihnen will ich diesen Plan mittheilen, in der Hoffnung, daß Sie mich nicht damit auslachen werden. Papa soll erst dann davon hören, wenn die Sache zu größerer Reife gediehen sein wird.

Seien Sie meines verschwiegenen Interesses versichert, mein gnädiges Fräulein.

Wir sind soviel auf der Reise, fuhr sie fort, daß wir uns, wie ich fürchte, nicht genug der armen Leute annehmen können, die für uns arbeiten. Wenn ich daheim bin, sehe ich oft mit Schrecken, wie traurig es um die armen Tagelöhner mit ihren Weibern und Kindern bestellt ist. Ich sehe die Kinder in Lumpen durch die Dorfstraße einherlaufen und die Weiber oft schon mit vierzig Jahren oder jünger als hegenähnliche Erscheinungen, verbittert und krumm gebogen von der Arbeit, dahinschleichen. Ich kann ihre runzligen Gesichter nicht sehen, ohne einen Vorwurf daraus zu lesen. Inspektor Schmidt, mit dem ich darüber sprach, zuckt beharrlich die Achseln und meint, das niedere Volk sei es nicht anders gewohnt, würde auch das Geld, das man ihm etwa zuwenden wollte, einfach vertrinken. Ich glaube aber nicht, daß er Recht hat. Es kommt nur darauf an, in welcher Weise man dem armen Volke hilft. Geld ist nicht alles, sondern es ist nötig, sich mit den Bedürfnissen der Leute bekannt zu machen und ihre Lebensweise zu beeinflussen. Ich habe diesen Gegenstand mit dem Prediger in Scholldorf besprochen. Dort wohnen viele von unsern Tagelöhnern, und er kennt ihr Elend. Ich weiß nicht, ob Sie mit dem Prediger bekannt geworden sind, Herr Eschenburg. Er ist ein sehr unterrichteter Mann.

Ich habe nicht die Ehre, ihn zu kennen, entgegnete Oberhardt.

Sie werden ihn heute kennen lernen. Ich habe mir ein Rendezvous mit ihm am Erlbruch gegeben. Das hängt nämlich mit meinem Plane zusammen. Prediger Sengstach stimmt mir in meiner Meinung zu, daß das wichtigste ist, den armen Leuten eine gesunde, billige Wohnung, womöglich mit einigem eignen Lande vereinigt, zu verschaffen. Denn in den verschiednen Dörfern, wo sie jetzt zerstreut sitzen, müssen sie sich mit den elendesten Behausungen begnügen, werden durch die Wirtshäuser verführt und haben keine Aussicht, jemals Eigentum zu erwerben. Der Erlbruch, den wir jetzt besuchen wollen, ist zum kleinern Teil recht guter Boden, der mit leichter Mühe in Ackerland zu verwandeln wäre. Auf diesem Teile beabsichtige ich eine Kolonie anzulegen. Es sollen Grundstücke von gleicher Größe abgeteilt und auf jedem Stück soll ein kleines, einstöckiges Haus erbaut werden für je eine Familie. Dann sollen die Leute allmählich durch ihre Arbeit zu Eigentümern werden können. Ja ich habe die Idee, auf

diese Weise mit der Zeit den ganzen, großen Erlbruch, welcher jetzt eine kleine Wüste inmitten unsrer Besitzungen darstellt, zu kultiviren, indem den strebsamen Leuten, sobald sie Eigentümer des kleinen Grundstücks geworden sind, die angrenzende unkultivirte Fläche unter der Bedingung der Urbarmachung als Eigentum zugeteilt wird.

Eberhardt konnte sich nicht enthalten, während Dorothea ihm diesen Plan entwickelte, an die Erzählung von dem guten Mädchen zu denken, das mit einem Milchgefäß zu Marke ging, und dessen frohe Hoffnungen auf den Erlös durch einen fröhlichen Sprung, bei dem die Milch verschüttet ward, erbarmungslos zerstört wurden. Doch brachte er es nicht übers Herz, als er jetzt in das freudestrahlende Gesicht der jungen Dame blickte, irgend eine aus der grauen Erfahrung geschöpfte Einwendung zu machen.

Ein herrlicher Plan, sagte er. Und ist der Herr Prediger Sengstach auch der Meinung, daß er sich ausführen läßt?

Vollkommen! entgegnete Dorothea triumphirend. Der Prediger nimmt großes Interesse an dieser Sache, sodaß ich schon um seinetwegen froh bin, auf diese Idee gekommen zu sein. Er ist, wie ich glaube, in einer etwas traurigen Lage in Scholldorf, wie wohl vielfach die Geistlichen es in den kleinen, abgelegenen Ortschaften sind. Es muß für einen gebildeten Geist, der die Schönheit der Kunst und der Wissenschaft geschmeckt hat, eine sehr schwere Aufgabe sein, mit einem Schlage gleichsam auf eine ferne Insel versetzt zu werden. Denn anders kann man wohl kaum den Aufenthalt zwischen lauter ungebildeten Bauern bezeichnen. Prediger Sengstach, der noch ein jüngerer Mann und unverheiratet ist, macht mir durchaus einen solchen Eindruck, und es kam mir so vor, als wäre mein Plan, den ich ihm vor einiger Zeit vortrug, eine wahre Wohlthat für seinen Gemütszustand gewesen. Sehen Sie, fuhr Dorothea fort, ein Blatt Papier aus der Satteltasche ziehend, hier ist eine flüchtige Skizze des Musterhauses. Hier sehen Sie die Thür, die nach dem Garten führt, hier sind die vier Fenster der Front, welche zehn Meter Länge haben soll, und der kleine Anbau hier ist für ein Schwein berechnet, welches jede Familie jährlich aufziehen soll.

Sehr gut, sehr hübsch. Dieses Mustergebäude erinnert mich an die kleinen Häuser der Farmer bei uns dort drüben, und ich sehe im Geiste die Ansiedlungen unsrer Shafer am Hudson vor mir stehen.

So sprach Eberhardt, aber seine Worte kamen mehr aus jenem zweiten Bewußtsein heraus, welches wir gewissermaßen äußerlich für den Umgang mit der Welt zu besitzen scheinen, als aus seinem innerlichen Denken. Denn dieses war auf die zierliche Zeichnung gerichtet, insofern sie ein Erzeugnis dieser schlanken Hand und ein Beweis für das edle Herz dieser königlichen jungen Dame war.

In fortgesetztem Gespräch über die geplante Kolonie und die dabei zu befolgenden Grundsätze setzten sie ihren Weg fort und erreichten nach einer halben

Stunde ein weites, freies Terrain, welches an manchen Stellen von kleinen Flächen moorigen Wassers bedeckt war und nur einzelne Bäume von knorrigem Aussehen trug.

Dorothea hielt ihr Pferd an. Dies ist der Erlbruch, sagte sie mit strahlendem Gesicht. Sehen Sie den vielen Platz, Herr Eschenburg, sehen Sie dies große Feld der Thätigkeit. Dort drüben, wo der hellgrüne Weideplatz sich an den Wald anschließt, dort ist die Stelle, wo die Gebäude stehen sollen. Dort ist ein guter, schwerer Boden, welcher leicht ertragfähig gemacht werden kann. Und dort sehe ich auch an der Waldecke den Wagen unsers guten Pfarrers halten. Er ist pünktlich gewesen.

Die kleine Kavalkade nahm die Richtung auf jenen Wagen hin, und bald erkannte Eberhardt im Näherkommen einen schwarzgekleideten Herrn, der in eiligem Schritt auf dem Waldwege daherkam. Dorothea stieg ab und reichte dem Herrn ihre Hand entgegen, welche dieser unter ehrfurchtsvollem Gruß und tief errötend ergriff. Eberhardt erblickte in ihm einen lang gewachsenen Mann, dessen Züge die Spuren des Studierzimmers trugen und auffallend blaß erschienen, sobald die erste Röthe der Verlegenheit von ihnen verschwunden war. Seine Augen hinter den Brillengläsern hatten das matte Aussehen, welches die Folge von anhaltender Beschäftigung mit dem hellen Papier und den dunkeln Buchstaben der Bücher und Schriften zu sein pflegt, und sein Wesen hatte etwas Befangenes und Zerstreutes. Doch war der Ausdruck geistigen Lebens in diesem Manne nicht zu verkennen, und Eberhardt dachte, daß Dorotheens Bemerkung über die Vereinsamung eines gebildeten Geistlichen ganz besonders auf den Pfarrer von Scholldorf passe. Er dachte bei sich, daß Dorothea wohl als Gehilfen bei ihrem schwierigen Werke einen besser geeigneten Mann hätte finden können, einen Mann, dem der Staub des Feldes vertrauter sei als der Staub der Folianten, aber er konnte nicht ohne Nührung den Eifer sehen, mit dem der Pfarrer den Ideen der jungen Dame entgegenkam, und sich in deren Gedanken gleichsam berauschte.

Während Dorothea mit freundlicher und sicherer Haltung zu ihm über die Verteilung des Bodens und die Lage der abzugrenzenden Grundstücke sprach und ganz allein den Gegenstand des Gesprächs im Auge hatte, schien bei dem Pfarrer das Wohlgefallen Dorotheens die Hauptsache zu sein. Er breitete auf einem riesigen flachen Feldstein, der sich tischähnlich darbot, eine sauber ausgeführte Karte aus, welche die zukünftige Kolonie zur Anschauung bringen sollte, und auf welcher er mit verschiedenen Farben die Häuser, die Gärten, die Acker kenntlich gemacht hatte. Ein mädchenhaftes Erröten flog wieder über sein Gesicht, als Dorothea die Karte mit Entzücken betrachtete und für höchst praktisch erklärte.

Eberhardt sah mit einer wunderlichen Mischung von Empfindungen dem Gespräch zwischen den beiden zu, und die Ratschläge, mit denen er selbst an dem

Pläne teilnahm, spielten nur eine geringe Rolle neben dem Anteil, den er als Beobachter der Szene nahm. Dorothea beugte sich über die Zeichnung und stützte den Arm auf den grauen Block, der vor langer, langer Zeit einmal auf räthelhafte Weise sein gewaltiges Gewicht hier niedergelassen hatte. Dann blickte sie wieder auf und verglich die Karte mit der von der Natur gegebenen Lage des Landstrichs. Ihr jugendfrisches Gesicht war ganz Leben und Energie, und ihre blitzenden Augen streiften beherrschend über den weiten Bruch hin, der öde und unwirklich seine Fläche weithin bis zu den dunkeln Waldungen im Hintergrunde erstreckte. Auf diesem Gebiete, das bis jetzt wohl nur die übermächtige Kraft der Naturereignisse kennen gelernt hatte und unter dem nebligen Himmel trotzig und düster dalag, stand das junge Mädchen in Eberhardts Augen wie ein wohlthätiger, heller Geist, der den Kampf mit den erdgeborenen Titanen aufnehmen will, stand sie wie die Repräsentantin der Kultur, die den Elementen die Bedingungen menschlichen Daseins abringt. Er begriff die Verehrung, mit der der blasse Geistliche in dies schöne Gesicht sah, und er glaubte seine eignen Empfindungen in dem Benehmen dieses schüchternen und edigen Mannes wieder gespiegelt zu sehen. Wenn er beobachtete, wie dem jungen Prediger jedes Wort und jeder Blick Dorotheens ein Gegenstand herzlicher Beachtung, wie ihm die Bewegung ihres Fingers auf der Zeichnung gleichsam der Wink des Schicksals war und wie ihm die ganze Kolonie samt allen armen Tagelöhnern, samt dem großen weiten Bruch mit seinen Wasserpfützen und knorrigen Eichen und samt dem weiten Himmelsbogen, der sich silbergrau darüber spannte, den höchsten Wert offenbar nur durch ihr Interesse daran hatte, so glaubte er darin ein blaßes Abbild der eignen Gefühle zu erblicken, welche sich im Wachen wie im Traume auf eine einzige angebetete Persönlichkeit richteten und allen andern Anforderungen der Welt zum Trotz immer wieder zu diesem Brennpunkt seines Denkens zurückkehrten. Schmerzlich und doch wonnig zog es durch seine Brust. Er hätte den Prediger umarmen mögen für sein liebevolles Eingehen in Dorotheens Ideen, und konnte doch nicht ganz ohne Eifersucht bemerken, daß beider Gedanken sich auf ein und dasselbe Ziel richteten. Er wünschte, der einzige Vertraute Dorotheens in deren edelsinnigen Plänen zu sein, und konnte doch hier im Hauche der Waldluft und angesichts der freien Natur, gegenüber dem offenen Antlitz des jungen Mädchens, das so ganz von reinsten Menschenliebe und Thatkraft glühte, keiner andern Idee folgen als der eines Wirkens für den guten Zweck.

Wir werden etwas Diplomatie gebrauchen, um der Einwilligung meines Vaters sicherer zu sein, sagte Dorothea lächelnd auf Eberhardt blickend. Wir wollen den Grafen von Francken für unsern Plan gewinnen. Er soll dem Vater zuerst von den Vorteilen dieser Kolonie sprechen und selbst dabei interessirt erscheinen. Das wird umso leichter sein, als seine Besitzung nicht weit von hier liegt. Lassen Sie mir diese Karte gütigst, Herr Pfarrer. Ich will sie

dem Grafen zeigen. Sobald unser Projekt einen Fortschritt gemacht haben wird, sollen Sie es wissen.

Sie reichte dem Pfarrer zum Abschied wieder die Hand und bestieg mit leichtem Schwunge den Schimmel, den der Reitknecht ihr auf ihren Wink herbeiführte.

Der Graf von Francken, sagte sie beim Fortreiten zu Oberhardt, hat Sie heute zu einem Besuch aufgefordert. Ich schlage vor, wir reiten morgen gleich zu ihm hinüber. Da Sie in das Projekt eingeweiht sind, werden Sie mir eine wertvolle Unterstützung sein. Mein Papa ist gegen mich die Güte selbst, aber ich glaube nicht, daß er in meine nationalökonomischen Kenntnisse und in meine Talente für Kolonisation großes Vertrauen setzt. Könnten wir den Grafen so für den Plan begeistern wie unsern guten Pfarrer, so wäre viel gewonnen, denn er hat großen Einfluß auf Papa.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die deutschen Landsknechte. Ein Kulturbild von Dr. Friedrich Blau, Oberlehrer am Realgymnasium zu Görlitz. Zweiter Abdruck. Görlitz, C. A. Starke, 1882.

In diesem bereits in einem zweiten Abdruck vorliegenden trefflichen Buche wird mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und doch dabei in einer für das größere Publikum verständlichen und anziehenden Form das Aufkommen, die Blüte und der Verfall des deutschen Landsknechtswesens behandelt. Ausführlich macht uns der Verfasser mit der Werbung und Musterung, mit dem Gerichtswesen, der Bewaffnung und Kampfweise, den Führern und Ordnungen und dem Lagerleben der Landsknechte bekannt, zeigt uns die Landsknechte in Bild, Sang und Schwank, und schildert getreu nach den Quellen die rühmlichen Thaten der Landsknechte auf den italienischen Schlachtfeldern, vor allem in der Schlacht bei Pavia, wie auch die Lebensläufe ihrer bedeutendsten Führer, der beiden Frundsberge, Konrads von Boyneburg und Franz von Sickingen. So ist das gut ausgestattete, mit zahlreichen, sauber ausgeführten Illustrationen nach Jost Amman und andern versehene Werk als ein lehrreiches Kulturbild allen Freunden der Kulturgeschichte, insbesondere auch der reifern Jugend, warm zu empfehlen.

Von 1790 bis 1797. Der Revolutionskrieg im Lichte unserer Zeit von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Hannover, Carl Brandes, 1882.

In einem größern vor zwei Jahren erschienenen Werke, betitelt „Österreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution,“ hat Langwerth von Simmern im Anschlusse an die Arbeiten Vivenots und Hüffers und gegen Sybel den Nachweis zu führen gesucht, daß die Schuld an dem Zusammenbruche des